

literatur für leser:innen

21

2

44. Jahrgang

Verbriefte Frühromantik,
weiblich gewendet

Herausgegeben von Frederike Middelhoff

Mit Beiträgen von Nicholas Saul,
Alexander Knopf, Yvonne Al-Taie,
Cosima Jungk, Antonia Villinger
und Claudia Bamberg



PETER LANG

Inhaltsverzeichnis

Frederike Middelhoff

Editorial: Verbriefte Frühromantik, weiblich gewendet. Korrespondentinnen im Gespräch mit Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg _____ 105

Nicholas Saul

„Die Frau des gebildeten Standes, ist der Ungebildete“. Zum Verhältnis von Weiblichkeit und Sprache im Briefwechsel zwischen Friedrich von Hardenbergs und Caroline Schlegel ____ 113

Alexander Knopf

Am Rande des Gesprächs. Untersuchungen zur epistolaren Kommunikation im Schlegel-Kreis (Friedrich Schlegel, Caroline Schlegel, Friedrich von Hardenberg/Novalis, Dorothea Veit) ____ 125

Yvonne Al-Taie

Der Brief als soziales Medium. Körperlichkeit, gegenwärtiges Erleben und epistolare Vermittlung in den Briefen des Grüninger Kreises an Novalis _____ 141

Cosima Jungk

„Fühlen ist gewiß mehr als Sehen“ – Formen und Funktionen der Intimität in den Briefen von Friedrich Schlegel und Dorothea Veit an Karoline Paulus und Rahel Levin _____ 161

Antonia Villinger

Dorothea Schlegel als Reiseliteratin. Briefe aus Italien im Mai 1818 an Friedrich Schlegel ____ 177

Claudia Bamberg

Mein „Sorgenkind“ – mein „geliebter Bruder“: Friedrich Schlegel in den Briefen der Schwestern Charlotte und Henriette Ernst sowie der Mutter Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel _____ 193

literatur für leser:innen

- herausgegeben von: Keith Bullivant, Ingo Cornils, Serena Grazzini, Carsten Jakobi, Frederike Middelhoff, Bernhard Spies, Christine Waldschmidt, Sabine Wilke
- Peer Review: Literatur für leser:innen ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber:innen weitergegeben und von allen begutachtet. Jede:r Herausgeber:in hat ein Vetorecht.
- Verlag und Anzeigenverwaltung: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Gontardstraße 11, 10178 Berlin
Telefon: +49 (0) 30 232 567 900, Telefax +49 (0) 30 232 567 902
- Redaktion der englischsprachigen Beiträge: Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130, University of Washington, Seattle, WA 98195, USA
wilke@u.washington.edu
- Redaktion der deutschsprachigen Beiträge: Dr. Ingo Cornils, Professor of German Studies, School of Languages, Cultures and Societies, University of Leeds, Leeds LS2 9JT, UK
i.cornils@leeds.ac.uk
- Erscheinungsweise: 3mal jährlich
(März/Juli/November)
- Bezugsbedingungen: Jahresabonnement EUR 69,50; Jahresabonnement für Studenten EUR 30,50; Einzelheft EUR 33,95. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung. Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und Fernsehendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten.

PETER LANG



Die Online-Ausgabe dieser Publikation ist Open Access verfügbar und im Rahmen der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0 wiederverwendbar. <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Am Rande des Gesprächs. Untersuchungen zur epistolaren Kommunikation im Schlegel-Kreis (Friedrich Schlegel, Caroline Schlegel, Friedrich von Hardenberg/Novalis, Dorothea Veit)

Abstract

Der Beitrag untersucht an einer Auswahl von Briefen aus dem Schlegel-Kreis, inwiefern die von Luhmann untersuchte Codierung von Intimität (Liebe) sich auf andere soziale Beziehungen übertragen lässt. Unterstellt wird dabei, dass die unwahrscheinliche Kommunikation, der laut Luhmann im Fall der Liebe ein symbolisch generiertes Kommunikationsmedium zum Erfolg verhelfen soll, gerade für die Frühromantiker:innen ein allgemeines Problem darstellte. Auf dieses Problem wurde mit der Entwicklung komplexer kommunikativer Strategien reagiert. Das zeigt sich an Briefen – als Zeugnissen höchstpersönlicher, aber nicht zwangsläufig intimer Kommunikation – besonders deutlich. Die rhetorischen, stilistischen, theoretischen und metasprachlichen Merkmale, die in diesem Aufsatz zusammengetragen und systematisch differenziert werden, geben zu erkennen, dass sich in diesen Briefen ein Metadiskurs herausbildet, der die Funktion hat, Kommunikationsschwellen sichtbar zu machen. Insofern liefert der Beitrag Anhaltspunkte für die Existenz eines Codes, der – diesseits des Sonderfalls Liebe – auch andere höchstpersönliche Beziehungen (freundschaftlich, verwandtschaftlich etc.) determiniert und reguliert.¹

Die Autoren und Autorinnen der Frühromantik haben das Problem der „Inkommunikabilität“ nicht entdeckt;² sie haben es aber auf eine Weise zugespißt, dass es ins Zentrum der frühromantischen Sprachproduktion rückte. Dass Missverstehen der Regelfall sei, das Verstehen dagegen „auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden“, ist für sie Selbstverständlichkeit, lange bevor Schleiermacher es zum Grundsatz der Hermeneutik erhob.³ Mit Luhmann lässt sich diese Fixierung auf die Mitteilbarkeit der eigenen Rede als das Resultat eines Individualisierungsprozesses begreifen, der um 1800 seinen Höhepunkt erreichte. Nach Luhmann zeichnet sich dieser Vorgang dadurch aus, dass der „Weltbezug des personalen Individuums“ mitindividualisiert wird.⁴ Persönliche und allgemeine, anonym konstituierte Weltsicht treten auseinander, womit sich zugleich alle Informationen im Hinblick auf ihren jeweiligen Geltungsbereich verdoppeln. Soziale Beziehungen sind fortan vor das Problem gestellt, dass ein Individuum von dem anderen eine Entscheidung darüber verlangt, ob es seine idiosynkratische Weltsicht anerkennt oder ablehnt. Diese Zumutung wird umso größer sein, je intimer die Beziehung ist.

Luhmanns Überlegungen sind auf den Sonderfall des symbolisch generierten Kommunikationsmediums ‚Liebe‘ zugeschnitten. In der Liebesbeziehung wird nicht weniger als die Anerkennung der individualisierten Weltsicht in ihrer Gesamtheit verlangt, denn nur auf diese Weise ist zu gewährleisten, dass die Person, die für diese Weltsicht einsteht, von der Liebe des oder der andern ganz erfasst wird. Das Medium Liebe

1 Dieser Beitrag wurde mit einem Stipendium (Nr. 34943) der Velux Stiftung (VELUX FONDEN), Dänemark, gefördert.

2 Vgl. Niklas Luhmann: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt/M. 1998, S. 153–161.

3 Friedrich D. E. Schleiermacher: *Hermeneutik und Kritik*. Hrsg. von Manfred Frank. Frankfurt/M., S. 92.

4 Luhmann: *Liebe als Passion*, S. 24 (Herv. im Original).

dient dazu, „unwahrscheinlichen Kommunikationen trotzdem Erfolg zu verschaffen“.⁵ Allerdings bedroht die Tatsache, dass die sozialen Subjekte sich nicht nur als Individuum erfahren, sondern auf der Anerkennung ihrer Individualität beharren, prinzipiell den Erfolg jeder Kommunikation. Der oder die andere wird zunächst in seiner bzw. ihrer Verschiedenheit zum Selbst wahrgenommen. Je größer die Übereinstimmung in der Ausbildung individueller Weltansichten, umso wahrscheinlicher kommt es zu einer Verständigung. Das ist die Voraussetzung, unter der Kommunikation in der Frühromantik stattfindet. Differenzen dagegen lassen sich auch kommunikativ nicht überbrücken. Missverständnisse werden in der Regel sofort auf die Inkompatibilität der Charaktere zurückgeführt, so wie umgekehrt der Fall geglückten Verstehens als ‚Seelenverwandtschaft‘ gedeutet wird.⁶ Diese Grundüberzeugung geht bis zur Kommunikationsverweigerung. Wer, wie die Vertreter:innen der Berliner Aufklärung, einer anderen Ordnung des Denkens verhaftet ist, fällt als Adressat:in der Rede aus. Leuten, „denen die einfachsten und natürlichsten Begriffe nicht beizubringen sind“,⁷ geben die Frühromantiker:innen allenfalls zu verstehen, dass es für sie nichts zu verstehen gibt.⁸

Aber auch in der Kommunikation mit- und untereinander erweisen sich die eingegangenen Verhältnisse und erzielten Einverständnisse als überaus brüchig. Vertrauliche Nähe ist immer mit besonderen Anforderungen, Zumutungen und Empfindlichkeiten verbunden. Daher geben vor allem die Briefe als Zeugnisse höchstpersönlicher Kommunikation Auskunft darüber, mit welcher Aufmerksamkeit jeder Missston, jede Verstimmung, jedes Anzeichen eines Missverstehens registriert und thematisiert wird.⁹ Charakteristisch für den frühromantischen Briefverkehr ist die Ausbildung eines Metadiskurses, der den eigentlichen Diskurs, das Briefgespräch, begleitet und die Sprache bzw. das Verstehen fortlaufend kommentiert. Die Selbstreflexion stellt jede Äußerung sofort auf den Prüfstand, indem sie die Reaktion des oder der andern antizipiert. Es scheint, mit anderen Worten, ein Code zu existieren, der diesseits des Sonderfalls ‚Liebe‘ die Funktion hat, Kommunikationsschwellen wenn nicht abzubauen, so doch zumindest sichtbar zu machen.

Im Zentrum der Konstellation, der die hier behandelten Briefe entstammen, steht Caroline Schlegel. Selbst begabte Autorin, arbeitet sie an den Werken ihres Mannes

5 Ebd., S. 21.

6 Vgl. z. B. Novalis: *Logologische Fragmente*. In: Ders.: *Schriften*. Bd. 2. Hrsg. von Paul Kluckhohn/Richard Samuel. Stuttgart 1965, S. 531–595, hier S. 559: „Wahre Mittheilung findet nur unter Gleichgesinnten, Gleichdenkenden statt“. Im Folgenden wird dieser Band mit der Sigle ‚HKA II‘ und entsprechender Seitenzahl im Fließtext referenziert.

7 Friedrich D. E. Schlegelmacher: *Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde*. In: Ders.: *Kritische Gesamtausgabe*. Bd. 1.3. Hrsg. von Günther Meckenstock [u.a.]. Berlin [u.a.] 1988, S. 139–216, hier S. 145 f. Vgl. Johann Gottlieb Fichte: *Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen*. In: Ders.: *Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*. Bd. 1.7. Hrsg. von Reinhard Lauth [u. a.]. Paderborn [u.a.] 1988, S. 165–274, hier S. 259 f.

8 Vgl. dazu Alexander Knopf: ‚Anfang aller Erkenntnis‘. Theorie und Praxis der Polemik im Kreis der Frühromantiker. In: *Athenäum. Jahrbuch der Friedrich Schlegel-Gesellschaft*. 29/2019, S. 111–157, hier S. 153 f.

9 Vgl. etwa die Briefe Friedrich Schlegels an Schlegelmacher von Ende Juni/Anfang Juli 1799 (Nr. 184) und Anfang Juli 1799 (Nr. 185) in *Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Die Periode des Athenäums. 25. Juli 1797 – Ende August 1799*. In: Friedrich Schlegel: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Bd. XXIV. Hrsg. von Ernst Behler. Paderborn [u.a.], S. 295 f. Im Folgenden mit der Sigle ‚KFSA‘ und den entsprechenden Band- und Seitenzahlangaben im Text referenziert.

August Wilhelm Schlegel mit. Dessen Bruder Friedrich schickt ihr nicht nur seine philologischen und ästhetischen Arbeiten zur Begutachtung, sondern setzt ihr in offener Zuneigung ein Denkmal in seinem Roman *Lucinde*.¹⁰ Dorothea Veit, erste Adressatin der *Lucinde* und als verheiratete Jüdin in doppelt illegitimer Beziehung mit Friedrich lebend, weiß um diese Zuneigung. Sie weiß auch, dass von Caroline Schlegels Urteil ihre Aufnahme in den frühromantischen Kreis abhängt. Friedrich von Hardenberg wiederum findet in Caroline Schlegel eine Vertraute, mit der er sich vor allem in Fragen der Liebe einig weiß.

Die besonderen Beziehungen, die die genannten Personen miteinander unterhalten, spiegeln sich auf je eigene Weise in ihren Briefwechseln wider. Die Verfasser:innen haben einerseits die Balance zwischen Intimität und Publizität zu wahren. Viele der Briefe besitzen einen sie begleitenden Subtext, der für Außenstehende nur zu erahnen ist. Andererseits stehen die Briefe in dem Spannungsfeld zwischen der unterstellten Identität bzw. Individualität ihrer Verfasser:innen (einem sich gleichbleibenden Charakter und Schreibhabitus) und der Einzigartigkeit der Beziehung, der sie sich verdanken. Im Folgenden soll es darum gehen, rhetorische, stilistische, aber auch theoretische bzw. metasprachliche Merkmale dieser Texte zusammenzutragen und systematisch zu differenzieren. Zu diesem Zweck wurden von mir Briefdokumente ausgewählt, in denen diese Merkmale auf besondere Weise hervortreten, so etwa in dem Brief von Hardenberg an Friedrich Schlegel, der am Anfang dieser Untersuchung steht. Meine Überlegungen sind dabei stets von der Annahme der Existenz eines Codes geleitet, der – in Analogie zu der von Luhmann analysierten Codierung von Intimität – im Hinblick auf höchstpersönliche soziale Beziehungen (freundschaftlich, verwandtschaftlich u. ä.) allerdings erst noch zu beschreiben wäre.

I. Friedrich von Hardenberg an Friedrich Schlegel, 5. September 1797¹¹

Hardenbergs Brief beginnt und endet mit einer Thematisierung des Schreibens: „Es ist so viel, was ich Dir schreiben möchte.“ – „Jetzt bin ich wieder zum Schreiben gestimmt.“ (HKA IV, 235 f.) Von dieser Stimmung ist wenig zu merken. Dabei waren die Umstände dem Schreiben günstig. Hardenberg hielt sich in dem kleinen Kurbad Kösen in der Nähe von Naumburg auf, wohin er sich zurückgezogen hatte, um allein zu sein und letzte Spuren einer längeren Krankheit zu behandeln. Er beschreibt sich selbst als tätig und gesund. Umso auffälliger ist, wie knapp er sich in seiner brieflichen Mitteilung an den Freund hält. Was Schlegel zu lesen bekommt, sind weniger Gedanken als Gedankenbruchstücke, Andeutungen und Fingerzeige. Wo eine Ausföhrung des Gedankens angezeit wäre, bricht er ab: „Von den Balladen und sonst

¹⁰ Die besondere Bedeutung, die Caroline Böhmer für Friedrich Schlegel gewinnen wird, antizipiert dieser noch vor seiner ersten Begegnung mit ihr. Vgl. den Brief an August Wilhelm Schlegel vom 5. Juli 1792 (Nr. 22). In: KFSA XXIII, S. 56–59, hier S. 58. Von ihr angeregt, beschäftigt sich Schlegel ab 1794 mit dem „Wesen der Frau“. Vgl. Barbara Becker-Cantarino: Schlegels *Lucinde*. Zum Frauenbild der Romantik. In: *Colloquia Germanica* 10/1976, 1977, H. 2, S. 128–139, hier S. 130. Vgl. dazu auch Eckart Klessmann: „Ich war kühn, aber nicht frevelhaft“. *Das Leben der Caroline Schlegel-Schelling*. Berlin 2009, S. 124.

¹¹ Brief Nr. 108. In: Novalis: *Schriften*. Bd. 4. Hrsg. von Paul Kluckhohn/Richard Samuel. Stuttgart [u.a.] 1975, S. 235 f. Im Folgenden als ‚HKA IV‘ mit entsprechender Seitenzahl im Fließtext referenziert.

will ich nichts sagen“ (HKA IV, 236). Die durch Gedankenstriche unterbrochene Aneinanderreihung von Perioden oder auch nur Stichworten – ein Stilmittel, dessen sich Hardenberg in seinen Briefen seit etwa 1794 bedient – erscheint hier als regelrechtes Stakkato der Sprache.

Stil und Wortkargheit zeugen einerseits von dem nahen Verhältnis, das zwischen Hardenberg und Schlegel besteht. Sodann aber zeigt sich hier – und dies hat wohl als allgemeines Charakteristikum von Hardenbergs epistolarischer Praxis zu gelten – auf exemplarische Weise, dass der Brief für ihn das Gespräch nicht ersetzen bzw., in diesem konkreten Fall, nicht fortsetzen kann. Damit steht Hardenberg quer zur gängigen Auffassung, der zufolge – wie etwa Christian Fürchtegott Gellert in seiner berühmten *Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* statuiert – ein wohlgeratener Brief „die Stelle eines Gesprächs“, einer „mündlichen Rede“ zu vertreten habe.¹² Für Hardenberg ist der Brief bestenfalls ein ungenügendes Surrogat des mündlichen Gesprächs, meist aber, wie hier, ein Zeichen, das vor allem dessen Abwesenheit oder momentane Unverfügbarkeit anzeigt: „Damit Du nur siehst, daß ich Dein gedenke“ – das ist der Grund des Schreibens. Nicht um Gedankenaustausch geht es, sondern um das Übermitteln eines Zeichens.¹³ Es verweist auf die Vertraulichkeit, zu der beide anlässlich Schlegels Besuch in Weißenfels am 4. Juli gefunden hatten.¹⁴ Der Brief kann nur an diese Vertraulichkeit erinnern, sie aber nicht wiederherstellen. Mit der Abreise Schlegels war das Gespräch zwischen beiden bis auf weiteres unterbrochen.

Für die Skepsis, die Hardenberg dem Medium Brief entgegenbringt, lassen sich zahlreiche Zeugnisse finden. In einem frühen Brief berichtet er Friedrich Schlegel, dass er Briefe gewöhnlich erst acht Tage nach Erhalt öffne und „oft gar nicht, wenn ich weiß, von wem er ist“ (HKA IV, 138). Zum Desinteresse an empfangenen Briefen gesellt sich Abneigung gegen das Schreiben. Auf die „angenehme[n], con amore geschriebene[n] Briefe“ seines Bruders antwortete er „gewöhnlich nur mit einzelnen Lauten“ (HKA IV, 158 f.) Am deutlichsten wird Hardenberg in einem anderen Brief an Brachmann:

Briefe sind in unsern Lagen nur ein Nothbehelf. An und für sich selbst interessant können sie nur als Bindungspartikeln in einem zweckvollen Ganzen seyn – und ein solches auszuarbeiten und zu realisieren, dazu gehört – wirksame Sphäre. Bis dahin sind Briefe – todte Buchstaben – Aufschriften. (HKA IV, 167)

Die Ansichten, die Hardenberg hier vorträgt, sind durchaus Teil einer umfassenderen Schriftskeptis. In einem Brief an Caroline Just heißt es dazu:

Was hilft, daß ich mich bis zur höchsten Ermüdung bey Buchstaben aufhalte – verliere ich darüber nicht die lehrreichste Schrift, die Menschengestalt aus den Augen? Ich kehre am Ende immer zu Einem zurück – und dieses Eine ist der Geist des Menschen – von dem am Ende doch alles Ausfluß und Offenbarung ist – und warum dieses Eine gerade in dem todten Zeichen, und nicht in lebendiger Anschauung suchen. (HKA IV, 249)

12 Christian Fürchtegott Gellert: *Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. In: Ders.: *Die epistolographischen Schriften*. Faksimiledruck nach den Ausgaben von 1742 und 1751. Stuttgart 1971, S. 3 f.

13 In einem ähnlichen Sinne schrieb Hardenberg an seinen Freund Christian Friedrich Brachmann: „Der Stoff ist selten das Wesentliche in einem freundschaftlichen Briefe. Man will die freundschaftliche Stimmung des Subjects gewahr werden, sich nur überzeugen, daß mein Ich einem andern menschlichen Wesen lieb ist“ (HKA IV, S. 163).

14 Zur Datierung vgl. Schlegels Brief an Novalis vom 29. Juni 1797 (Nr. 208). In: KFSa XXIV, S. 374.

In dieser Passage geht es nicht mehr allein um die Mangelhaftigkeit brieflicher Kommunikation. Hardenberg bezieht sich darin vielmehr auf den schriftvermittelten Erwerb von Wissen, also auf das Studium von Büchern, dem er die lebendige Anschauung entgegenhält. Entscheidend ist hier aber weniger der theologische Hintergrund der Paulinischen Geist-Buchstabe-Dichotomie als vielmehr das Erlebnis gelingender Kommunikation im Gespräch. Dazu passen die verschiedenen Zeugnisse von Hardenbergs besonderer Beredsamkeit. „Ich producire“, schreibt er selbst an August Wilhelm Schlegel, „am meisten im Gespräch, und dies fehlt mir hier ganz“ (HKA IV, 251). Das Fehlen des Gesprächs lässt sich nicht ersetzen. Daher ist es auch kein Zufall, wenn Hardenberg in dem Brief an Friedrich Schlegel schreibt, er sei bei seinem Besuch in Jena mit Caroline und Wilhelm Schlegel sogleich „in die Mitte des Gesprächs“ geraten (HKA IV, 235). Wer dagegen auf das Medium Brief angewiesen ist, so sieht es zumindest Hardenberg, befindet sich allenfalls am Rande eines solchen Gesprächs.

II. Friedrich Schlegel an Caroline Schlegel, 2. August 1796 (KFSa XXIII, 326–328)

Auch der Brief Friedrich Schlegels an Caroline Schlegel entstand anlässlich eines Besuchs bei Hardenberg Anfang August 1796. Schlegel machte auf dem Weg nach Jena, wo er sich einstweilen niederzulassen gedachte, in Dürrenberg bei seinem Freund Station. Der Brief, den Schlegel von dort aus an die Frau des Bruders sandte, ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Auffällig sind zunächst die sprunghaften Wechsel der Themen, die ihrerseits nur angerissen und mitunter in einem einzigen Satz abgehandelt werden. Das hindert Schlegel nicht daran, abgebrochene Gedanken an späterer Stelle wieder aufzunehmen, was den rhapsodischen Eindruck noch verstärkt. Gewöhnlich spiegelt ein solcher Duktus die Zeitnot wider, in der sich der Verfasser bei der Niederschrift des Briefes befand. Das ist hier allerdings nicht der Fall. Schlegel schreibt, dass er frei über seine Zeit verfügen könne und „einen grossen Theil des Tages“ (KFSa XXIII, 326) zum Arbeiten nutzen würde.

Aber nicht nur die Themen wechseln abrupt; erstaunlich ist auch das unvermittelte Nebeneinander disparater Stimmungen bzw. Modi der Rede. So folgt auf die beinahe melancholische Reminiszenz an seine erste Begegnung mit Caroline und das Bekenntnis, was der Schreibende der Adressatin zu verdanken habe, die in völlig anderem Ton vorgetragene Aufforderung, ihm Nachricht wegen der Veröffentlichung eines Aufsatzes zu geben. Die ungeschützte Offenheit, mit der Schlegel hier der Bedeutung Ausdruck verleiht, die Caroline Schlegel für ihn gewonnen hat und die sich erst eigentlich darin zu erkennen gibt, dass Schlegel den genauen Tag ihrer ersten Begegnung erinnert („Heute ists drey Jahr, daß ich Sie zu erst sah“ [ebd.]), wird sofort in den neutralen Raum unpersönlicher Geschäftsangelegenheiten überführt.

Merkwürdig ist in diesem Zusammenhang auch die Aussage: „Wenn ich Ihren Brief zugegen oder ganz im Gedächtnisse hätte, so würde ich noch viel mehr schreiben“ (ebd.).¹⁵ Sie fällt im ersten Drittel des keineswegs kurzen Briefes. Dass Schlegel

¹⁵ Die Klage, nicht genug schreiben zu können, kehrt wieder in Schlegels Brief an Caroline vom 12. Dezember 1797 (Nr. 39). In: KFSa XXIV, S. 59–62, hier S. 59.

glaubt, sich für einen quantitativen Mangel seines Briefes rechtfertigen zu müssen, leuchtet nicht ohne Weiteres ein. Die Knappheit seiner Ausführungen ist kaum eine Folge der Tatsache, dass es ihm an einer Vorlage gefehlt hätte, die zu ausführlichen Antworten heranzuziehen gewesen wäre. Vielmehr dürfte der eigenartig gedrängte, abgerissene Charakter des Briefes darauf zurückzuführen sein, dass sein Verfasser die Offenheit der Aussage nicht wagte oder wagen durfte. So drängt sich der Eindruck auf, dass die Mehrzahl der Mitteilungen nicht um ihrer selbst willen gemacht wurde. Vielmehr scheint ihre Funktion zum einen darin zu bestehen, die Lücken zwischen den Geständnissen zu füllen, die Schlegel seiner Schwägerin macht, und zum andern, den Eindruck, den die Gewagtheit dieser Geständnisse auf Caroline Schlegel hätte machen können, abzumildern oder zu verwischen.

Von den überlieferten Briefen, die Schlegel an seine Schwägerin richtete, drückt sich im vorliegenden Schriftstück seine Zuneigung wohl am Unverhülltesten aus. Das Register reicht vom bekenntnishaften Ernst über das nebenbei eingestreute Kompliment („daß es sich der Mühe verlohnt, einige Tage länger von Ihnen abwesend zu seyn“ [ebd.]) bis hin zur verwickelten sexuellen Anspielung („Küssen Sie Ihren Herrn, den Vater Wilhelm einmahl in *meinem* Namen herzlich, oder halten Sie das für Sünde?“ [ebd., 327 f.]). Auch das Bild des von einem Amor spielend gebändigten Löwen,¹⁶ das Schlegel für sich und seine Briefadressatin bereithält, ist vielsagend. Es handelt sich genau genommen um eine Unterwerfungsgeste, wobei offen bleibt, ob der Löwe sich freiwillig unterwirft oder der Macht der Liebe beugen muss. In beiden Fällen wird die Überlegenheit Caroline Schlegels eingeräumt. Vor dem Hintergrund der Kommunikationsproblematik ist schließlich eine weitere Bemerkung Schlegels aufschlussreich: „Es soll mich wundern, ob Sie mich auch so einseitig, hartnäckigt finden werden, wie ich andern scheinen muß“ (ebd., 326). Die in diesem Satz implizierte Annahme, bei der Adressatin auf ein besonderes Verständnis rechnen zu können, diktiert den ganzen Brief. Einem solchen Verständnis verwandeln sich auch die Lücken und Brüche in bedeutsame Zeichen, die erkennen lassen, was nicht oder allenfalls andeutungsweise ausgesprochen werden soll.

III. Caroline Schlegel an Friedrich Schlegel, 14./15. Oktober 1798 (KFSa XXIV, 176–181)

Caroline Schlegels langer, an zwei Tagen abgefasster Brief ist einer der wenigen aus der Korrespondenz mit Friedrich Schlegel, die sich überhaupt erhalten haben. Der Briefwechsel mit dem Schwager scheint recht umfangreich gewesen zu sein. Davon zeugen nicht nur die zahlreichen Briefe von Friedrichs Hand, sondern auch dessen in dem Brief vom 12. Dezember 1797 geäußerter Einfall, aus Carolines Briefen „Eine große philosophische Rhapsodie zu – diaskeuasieren“ (KFSa XXIV, 59). Diese Schriftstücke müssen als verloren gelten. Unmöglich ist es daher, mehr als nur einen flüchtigen Eindruck von dem besonderen Charakter der Briefbeziehung und

¹⁶ Vgl. KFSa XXIII, S. 326: „Der allerliebste Einfall, in vollem Ernst mein Vormund zu seyn, ist gewiß nicht Ihr eigner. Sie haben ihn (wie alles Schöne) von den Alten entlehnt, haben gewiß eine Gemme gesehn, wo ein Amor einen Löwen spielend bändigt.“

jener ‚Individualität‘ zu gewinnen, die Schlegel in dem Dezember-Brief eigens hervorhebt.¹⁷ Immerhin beschreibt Schlegel in dem Porträt, das er von Caroline Schlegel in der *Lucinde* zeichnet, die Wirkung ihrer Briefe mit den folgenden Worten:

Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Teilnahme. Sie vernahm jede Andeutung, und sie erwiderte auch die Frage, welche nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von selbst Gespräche und während dem steigenden Interesse spielte auf ihrem feinen Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen. Dieselben glaubte man zu sehen, wie sie sich bei dieser oder bei jener Stelle veränderten, wenn man ihre Briefe las, so durchsichtig und seelenvoll schrieb sie, was sie als Gespräch gedacht hatte (KFSV V, 48).

Die Dreieckskonstellation, in die dieser Brief gehört, erlaubte den Korrespondent:innen keine Exklusivität. Friedrich mochte seine Briefe entweder nur an Caroline oder nur an August Wilhelm oder an beide adressieren. Faktisch existierte diese Grenzziehung nicht. Mit der Einsichtnahme des jeweiligen Dritten wurde immer gerechnet. Wie aus dem vorliegenden Brief hervorgeht, las umgekehrt auch das Auge August Wilhelm Schlegels mit, wenn Caroline Schlegel schrieb. Gelegentlich griff sogar seine Hand ein (vgl. KFSV XXIV, 177 u. 179). Der Intimität waren damit von vornherein Grenzen gesetzt.

Indes ist dieser Brief von Intimität – von der es auch sonst nur wenige Spuren gibt – besonders weit entfernt, weil Caroline Schlegel über weite Strecken nicht in eigener Sache schreibt. Vielmehr macht sich die Schreiberin zum Medium, das den Adressaten über die Neuigkeiten aus Weimar und Jena in Kenntnis setzt. Eine persönliche Färbung gewinnt ihr Bericht dadurch, dass sie ihn ganz auf Schlegels Interessenlage abstimmt. Zuerst steht Goethes Urteil über das soeben erschienene zweite Stück des *Athenaeum*. Dabei beschränkt sich Caroline Schlegel nicht allein darauf, Goethes Zustimmung zu Friedrich Schlegels Behandlung seines Romans *Wilhelm Meisters Lehrjahre* mitzuteilen. Vielmehr muss es für ihren Schwager besonders schmeichelhaft gewesen sein, von Goethes gründlicher Beschäftigung mit seiner Rezension zu lesen, die sich, laut Caroline Schlegels Referat, in der Wiederholung vieler Ausdrücke aus derselben bekundet habe (vgl. ebd., 176 f.). Wichtig für Friedrich Schlegel ist auch die Information, dass Goethe „keine einzige Einwendung“ (ebd., 177) gegen die Fragmente gemacht habe, denn diese Zurückhaltung konnte leicht als stillschweigende Billigung aufgefasst und kritischen Stimmen entgegengehalten werden. Auch Caroline Schlegels Schilderung des von Goethe vorgenommenen Theaterumbaus in Weimar und der Aufführung des ersten Teils von Schillers *Wallenstein*-Trilogie spiegelt das Verhältnis Friedrich Schlegels zu beiden genannten Schriftstellern genau wider. Goethes Entscheidungen werden uneingeschränkt gutgeheißen; Schiller taugt im Grunde nur dann etwas, wenn er sich Goethe im Schreiben so weit wie möglich annähert bzw. sich von sich selbst so weit wie möglich entfernt. Caroline nimmt hier Friedrich Schlegels Spott gewissermaßen vorweg. Nur fällt der ihre weniger drastisch aus.¹⁸

17 Vgl. KFSV XXIV, S. 60: „Sie können wohl *Fragmente* sprechen und auch in Briefen schreiben: aber sie sind immer gerade nur in dem, was ganz individuell und also für unsern Zweck nicht brauchbar [ist].“

18 Vgl. ebd., S. 178: „Schiller hat doch in Jahren zu Stande gebracht, was Göthe vielleicht (die Studien abgerechnet) in einem Nachmittag hätte geschrieben, und das will immer viel sagen. Er hat sich (dies kommt von Wilhelm) dem Teufel ergeben, um den Realisten zu machen und sich die Sentimentalität vom Leibe zu halten.“ – Brief Nr. 110. In: KFSV XXIV, S. 188–190, hier S. 188 f.: „Was *Schiller* betrifft, so bewundere ich nächst der heldenmüthigen Selbstentäußerung in dem Goethesken Prolog, der mir wie eine ausgehöhlte Fruchthülse vorkommt, nichts so sehr wie die Geduld. Denn um solche lange Drachen in Papier, in Worte und Reime auszuschnitzen, dazu gehört doch eine impertinente Geduld.“

In eigener Sache spricht Caroline Schlegel erst in der zweiten Hälfte des Briefes, bezeichnenderweise genau in dem Augenblick, wo sie auf Schelling kommt. Erneut wird die Reaktion des Adressaten antizipiert. Aber diesmal kommt die Verfasserin dieser Reaktion nicht entgegen; vielmehr wird Schelling gegen die zu erwartende Ablehnung verteidigt, wenn sie dessen Charakter auch mit Bildern aus dem Bereich des Mineralogischen beschreibt, die an das naturwissenschaftliche Metaphernarchiv anschließen, aus dem sich Schlegel um 1798 ebenfalls bedient.¹⁹ Auch ihre recht ausführliche Kritik von Tiecks *Sternbald* setzt sie von Goethes Meinung ab („Wollen Sie nun *mein* Urtheil [...]?“ [ebd., 179]) und Schlegels positiver Einschätzung entgegen („Wie ist es möglich, daß Sie ihn [...] so vorzüglich behandeln?“ [ebd.]). Und eine gewisse Verständnislosigkeit gegenüber Friedrich Schlegel spricht aus den Zeilen, die dessen Bemühen betreffen, einen Aufenthalt von Dorothea Veits Schwester Henriette Mendelssohn in Jena zu organisieren: „Zum Schluß dieses frage ich Sie auf Ehre und Gewissen, ob das Projekt mit Henrietten die ganze Bescherung gewesen, um welche Sie die Schatten – den bewußten Geist und Liebe – beschworen haben. Dazu brauchte nichts aus den Tiefen heraufgeholt zu werden“ (ebd., 180).

Zu dem Auslassen der eigenen Person im ersten Teil des Briefes, in dem Caroline die Angelegenheiten Friedrichs ganz zu den ihrigen macht, steht dieses Sprechen in eigener Sache in eigentümlichem Kontrast. Der zweite Teil des Briefes erscheint fast durchgehend im Modus des *Widersprechens*. Man mag darin erste Anzeichen für die sich bald und bis zum endgültigen Zerwürfnis vertiefenden Risse in der Beziehung sehen oder auch nicht. Erstaunlich bleibt, dass Friedrich Schlegel, in anderen Fällen deutlich empfindlicher auf jede tatsächliche oder eingebildete Dissonanz reagierend,²⁰ hier keinerlei Auffälligkeit wahrnimmt: „Alles, was Sie mir von Goethe geschrieben haben, ist schön und herrlich, daß er zufrieden ist, daß er die Ironie verstanden hat. Aber auch, daß Sie mirs so ordentlich geschrieben haben, und gleichsam Briefe mit mir wechseln zu wollen scheinen dürften. Glück auf! Fahren Sie fort [...]“ (KFSa XXIV, 189). Es mag Arglosigkeit oder geschmeichelte Eitelkeit gewesen sein, die ihn über diese Stellen hinweglesen ließ. Nicht zu übersehen ist jedoch, dass die von Friedrich Schlegel betriebene Professionalisierung des Verstehens ihn vor dem Missverstehen Caroline Schlegels nicht bewahrte.²¹ Es setzte bereits mit der Annahme ein, dass seine Schwägerin eine „kolossalisch [in August Wilhelm] verliebte Frau“ (KFSa XXIII, 326) sei. Auf die Dauer ließ sich dieses Missverständnis nicht verbergen.

19 Schlegel beschäftigte sich zu dieser Zeit u.a. mit Naturphilosophie und Physik. Vgl. das Heft „Zur Physik. Im Sommer 1798 zu Dreßden angefangen“. In: KFSa XVIII, S. 144–151.

20 Vgl. etwa die bereits genannten Briefe an Schleiermacher in KFSa XXIV, S. 295 f.

21 Die Forschung hat gezeigt, in welchem Maße Schlegel den Einsichten Schleiermachers zur Hermeneutik vorgearbeitet hat. Im Zusammenhang mit den hier angestellten Überlegungen ist interessant, dass Schlegel vor der kommunikationstheoretischen Skepsis, die in dem berühmten Text *Über die Unverständlichkeit* (1800) zum Ausdruck kommt, einem Ideal der vollendeten Mitteilung bzw. des totalen Verstehens anhing. Vgl. dazu u.a. May Mergenthaler: *Zwischen Eros und Mitteilung. Die Frühromantik im Symposium der „Athenaeums-Fragmente“*. Paderborn u.a. 2012, S. 17–35. Zu Schlegels ‚Professionalisierung‘ des Verstehens vgl. Josef Körner: Friedrich Schlegels ‚Philosophie der Philologie‘. In: *Logos* 17,1/1928, S. 1–72; Hermann Patsch: Friedrich Schlegels ‚Philosophie der Philologie‘ und Schleiermachers frühe Entwürfe zur Hermeneutik. In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche*. 63/1966, S. 434–472; Manuel Bauer: *Schlegel und Schleiermacher. Frühromantische Kunstkritik und Hermeneutik*. Paderborn [u.a.] 2011.

IV. Friedrich von Hardenberg an Caroline Schlegel, 20. Januar 1799**(HKA IV, 274–276)****Caroline Schlegel an Friedrich von Hardenberg, 4. Februar 1799****(HKA IV, 518–520)****Caroline Schlegel an Friedrich von Hardenberg, 20. Februar 1799****(HKA IV, 521–523)****Friedrich von Hardenberg an Caroline Schlegel, 27. Februar 1799****(HKA IV, 277–281)**

Die zwischen Caroline und Friedrich von Hardenberg gewechselten Briefe, von denen hier vier aufeinanderfolgende – einer ging verloren – ausgewählt wurden, lassen auf eine Beziehung schließen, die vielleicht ‚sympathetisch‘ genannt werden kann. Hardenberg beschrieb sich immer wieder als jemand, dessen Mitteilungsbedürfnis sich vor allem an Frauen richtete. So schreibt er in einem Brief vom Februar 1796 an Wilhelmine von Thümmel: „Das Bedürfnis einer Mittheilung an eine feingebildete, weibliche Seele ist für mich so dringend, so wolthätig, so natürlich, daß ich es als einen sehr bestimmten Zug meines Lebens ansehe, daß ich Liebe und Freundschaft zugleich fand“ (HKA IV, 166). In seinem ersten Brief an Caroline Schlegel schreibt er von dem großen Wert, den die Nähe von Charlotte Ernst, der in Dresden wohnenden Schwester der Schlegel-Brüder, für ihn besäße (HKA IV, 274). Eine das Mitteilungsbedürfnis stark anregende Wirkung scheint auch Caroline Schlegel auf Hardenberg ausgeübt zu haben. Umgekehrt scheint sie Hardenbergs Bedürfnis bereitwillig entgegengekommen zu sein. Bemerkenswert ist vor diesem Hintergrund, dass Hardenberg einen Brief August Wilhelms mit einem Brief an Caroline Schlegel beantwortet: „Wilhelms lieber Brief war mir neulich recht willkommen. Er wird wohl verzeihn, wenn ich Ihnen darauf antworte – Ihnen, die mir wirkklich werther und lieber durch Ihre neuliche herzliche Theilnahme und Eilfertigkeit geworden ist.“ (HKA IV, 275)

Es gesellt sich in der Korrespondenz Hardenbergs mit seinen Briefpartnerinnen zu dem Mitteilungsbedürfnis immer auch noch ein Liebesbedürfnis. Schon in dem Brief an Wilhelmine von Thümmel heißt es im Anschluss an die bereits zitierte Stelle: „In der Freundschaft muß ein Funken Liebe – in der Liebe eine Ader von Freundschaft seyn“ (HKA IV, 166). Auch in dem Brief an Caroline Schlegel schreibt Hardenberg am Ende: „Ohne *Liebe* hielt ichs gar nicht aus“ (HKA IV, 276). Die Bedeutung dieses Satzes geht über den unmittelbaren Zusammenhang, in dem er geäußert wird, hinaus. Tatsächlich muss die Liebe als Schlüssel zu diesem Brief gelten. Ohne ihn scheint die Stelle, in der Hardenberg Caroline Schlegel mit der Naturphilosophie bzw. Physik Fichtes, ‚Hemsterhuis‘, Spinozas, Plotins, Platons, Goethes und Leibniz‘ konfrontiert, schlicht und einfach falsch adressiert. Es könnte aber sein, dass Caroline Schlegel für Hardenberg gerade die richtige war, um zu verstehen, was „diese Herrn“ als das „Beste in der Natur“ noch nicht klar gesehen oder allenfalls geahnt haben. Dieses Beste ist die Liebe. Sie ist das Wort, das an die Stelle der ‚Bewunderung‘ zu setzen wäre.²² Caroline Schlegel – so scheint Hardenberg andeuten zu wollen – *wusste* vielleicht nicht, dass die Liebe den „*heiligen* Weg“ eröffnet, und zwar nicht nur zur Physik (vgl. ebd.), aber sie hatte ihn längst beschritten. Ihr Antwortbrief durfte

22 Vgl. HKA IV, S. 276: „Wenn man bisher in der sogenannten Physikotheologie nur statt *Bewunderung* ein ander Wort gesetzt hätte! [Absatz] Aber genug behalten Sie mich nur ein bischen lieb“.

Hardenberg durchaus als Bestätigung seiner Ansichten verstehen, wenn solche denn seinen Worten tatsächlich zugrunde lagen:

Ihre übrige innerliche Geschäftigkeit aber macht mir den Kopf über alle Maßen warm. Sie glauben nicht, wie wenig ich von Eurem Wesen begreife, wie wenig ich eigentlich verstehe, was Sie treiben. Ich weiß im Grunde doch von nichts etwas als von der sittlichen Menschheit und der poetischen Kunst. (HKA IV, 518)

Die Bitte, ihn, Hardenberg, „nur ein bisschen lieb“ (HKA IV, 276) zu behalten, wäre also, ungeachtet der unscheinbaren Hülle, unter der sie auftritt, an jemanden ergangen, in dem der Briefschreiber eine Verkörperung der Liebe entdeckt zu haben glaubt. Sie blieb nicht unerfüllt. Es ist das „Wort des Trostes“, das Caroline Schlegel mehr als alles andere „zu Herzen [geht]: *Liebe*. Welche? Wo? Im Himmel oder auf Erden? [...] Es giebt keine Liebe von der Sie da nicht sprechen könnten, wo, wie Sie wissen, lauter Liebe für Sie wohnt.“ (HKA IV, 518) Diese Affinität, das beiderseitige Interesse an Liebe, vielleicht auch eine gefühlte Übereinstimmung in der Ansicht dessen, was Liebe ist, mag den Grad an gegenseitiger Anteilnahme und Offenheit, den dieser Briefwechsel in so erstaunlich kurzer Zeit erreicht hat, ein Stück weit erklären.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Gedanken, die beide Friedrich Schlegels *Lucinde* widmen und die einander sehr nahe kommen. Caroline Schlegel hatte Hardenberg die Abschrift des ersten Drittels des ersten Teils (Kap. 1–5) mit dem Brief vom 10. Februar zukommen lassen. Sie selbst äußert sich recht zurückhaltend. Vor allem verleiht sie ihrer Betroffenheit und Besorgnis über die Veröffentlichung Ausdruck. Aber wenn sie auch schreibt, dass es Dinge gebe, die sich nicht tadeln ließen, und dass das, was Friedrich Schlegel tue, in der Regel dahin gehöre, so erfolgt ein solcher Tadel doch zumindest indirekt, und zwar indem sie Schlegels eigene Worte gegen die *Lucinde* kehrt (vgl. HKA IV, 522 f.) Gemeint ist das *Lyceums*-Fragment, auf das sie Hardenberg hinweist und in dem es heißt:

Sapphische Gedichte müssen wachsen und gefunden werden. Sie lassen sich weder machen, noch ohne Entweihung öffentlich mitteilen. Wer es tut, dem fehlt es zugleich an Stolz und an Bescheidenheit. An Stolz: indem er sein Innerstes herausreißt, aus der heiligen Stille des Herzens, und es hinwirft unter die Menge, daß sie's angaffen, roh oder fremd; und das für ein lausiges Da capo oder für Friedrichsd'or. Unbescheiden aber bleibt's immer, sein Selbst auf die Ausstellung zu schicken, wie ein Urbild [...] Nur Zyniker lieben auf dem Markt (KFSA II, 162).

Hardenberg nimmt den Hinweis auf das Fragment auf. Auch er verspricht sich, weil „das Postulat – Sey cynisch – noch nicht gäng und gäbe“ sei, keine gute Aufnahme des Romans. Aber darüber hinaus verwirft er insgesamt die Idee, den „geistig-thierische[n]“ Anteil an der Liebe zu „verewigen“. Der „Sinnenrausch“ mag zur Liebe gehören, „wie der Schlaf zum Leben – der Edelste Theil ist es nicht –“, aber nur seine „Flüchtigkeit“ mache die „Freiheit seines Daseyns gut“. Nicht nur Indiskretion entwertet intime Gefühle, sondern auch der Versuch, der Sinnlichkeit eine Dauer zu verschaffen, die ihr nicht zukommt. Wie verschieden „die höchste Liebe“ auf ihn und Friedrich Schlegel gewirkt habe, lasse sich an ihren Romanen ablesen, die ebenfalls „himmelweit verschieden“ würden (HKA IV, 280 f.). In der Tat, der *Heinrich von Af-terdingen* dürfte ebenso sehr gegen die *Lucinde* geschrieben worden sein, wie er es

gegen Goethes *Wilhelm Meister* war.²³ Ob allerdings das darin gezeichnete Ideal der Liebe Caroline Schlegels Zustimmung fand, ist nicht überliefert.

V. Dorothea Veit an August Wilhelm und Caroline Schlegel, 9. März 1799 (KFSa XXIV, 245 f.)

Wie sich an Wortlaut und Stil, ja selbst am Schriftbild des letzten Briefs in dieser Auswahl erkennen lässt, wurde er in einer völlig andern Schreibsituation als die anderen Briefe verfasst. Das Verhältnis, in dem die Korrespondenten zueinander stehen, erlaubt keinen vertraulichen Briefwechsel. Im Gegenteil, es ist die Aufgabe des Briefes, ein solches Verhältnis erst herzustellen. Und diese Aufgabe war alles andere als einfach. Es handelt sich um den ersten Brief Dorothea Veits an den Bruder des mit ihr in mehrfach illegitimer Beziehung lebenden Friedrich Schlegel und dessen Schwägerin. Dorothea Veit, geborene Brendel Mendelssohn, war zum Zeitpunkt der Niederschrift eine verheiratete, in Trennung lebende Jüdin, dazu noch acht Jahre älter als Schlegel. Der Skepsis, die August Wilhelm und Caroline ihrer Verbindung mit Friedrich Schlegel entgegenbrachten, durfte nicht leichtfertig begegnet werden. Anderthalb Jahre brauchte es, bis Dorothea Veit den Brief zu schreiben wagte („O, endlich habe ich es doch gewagt, selber zu schreiben“ [KFSa XXIV, 245]).

Merkwürdig ist zunächst der Anfang des Briefes, der so vermittelt einsetzt und dessen Funktion wohl darin besteht, durch die Anknüpfung an einen Brief August Wilhelm Schlegels die Schwierigkeit des absoluten Beginns zu überwinden. Der eigentliche Anlass des Briefes scheint geringfügig. Es geht um die Frage der Unterbringung der Jenaer Gäste bei ihrem Besuch in Berlin. Aber Dorothea Veit gibt der Sache ein solches Gewicht, dass es den Eindruck erweckt, als wäre mit der Entscheidung ein Urteil über ihre Person verbunden. Nicht auszuschließen ist übrigens, dass es das tatsächlich war. Dorothea Veits offenes Bemühen um freundschaftliches Entgegenkommen der Adressat:innen und das Maß an Vorsicht, das sie in ihren Formulierungen walten lässt, ist kaum zu steigern. Im Hinblick auf den oben erwähnten Metadiskurs, der das eigene Schreiben reflektiert und explizit thematisiert, ist im Fall dieses Briefes äußerst bemerkenswert, wie Dorothea Veit mit der ungewöhnlichen und tatsächlich für sie sehr heiklen Situation umgeht. Die Strategie, die sie wählt, ist unbedingte Offenheit: „Und nun hören Sie gleich Alles!“ – „Laßen Sie mich auf alles antworten, wo Ihnen Zweifel bleiben, fragen Sie mich alles – Erlauben Sie mirs dann, daß ich Ihnen offen über alles spreche“ (ebd., 245 f.).

Aber diese Offenheit wird nicht nur reflektiert, sie wird sogar eigens begründet. Wie sie schreibt, hatte Friedrich Schlegel die Briefe, die nach Jena gehen sollten, *offen* an Dorothea Veit geschickt, damit ihre Schwester Henriette Mendelssohn das ihrige dazulegen konnte. Aus diesen Briefen erfuhr sie, aus der Perspektive Friedrich Schlegels, auch von den Zweifeln und Einwänden Caroline Schlegels: „Wie hätte ich sie nicht lesen sollen? Aber nicht wahr liebe Caroline! er hätte sie lieber nicht offen schicken sollen?“ (ebd., 246). Da dies nun aber geschehen sei, müsse ihr auch

23 Zum Verhältnis von Hardenbergs und Goethes Roman vgl. Alexander Knopf: „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner Wirkungslosigkeit. Überlegungen zur Entstehung der modernen Farce“. In: *Serapion*. Zweijahresschrift für europäische Romantik. 1/2020, S. 121–142, hier S. 132 f.

erlaubt sein, offen über alles zu sprechen. Wie geschickt Dorothea Veit vorgeht, zeigt sich noch einmal am Ende des Briefes, wo sie die Adressat:innen auffordert, über ihre Direktheit zu spotten: „Leben Sie wohl theure liebe Freunde und lachen Sie mich immer aus daß ich so gar nichts zu sagen im Stande bin, als die Sache grade zu; aber seyen Sie mir nicht böse darüber“ (ebd.). Es kann hier unentschieden bleiben, ob sich dieses Geschick einem strategischen Bewusstsein oder der Intuition verdankt. Zweifellos aber wird Dorothea Veit gewusst haben, dass sie gerade durch diese Direktheit und mehr noch durch ihr Eingeständnis, die Adressat:innen an sich bindet. Wer dem andern seine Blöße darbietet, macht sich unangreifbar.

Vielleicht lässt sich die spannungsreiche Vorgeschichte dieses Briefes und die Schwere der Situation, in der er entstand, sogar noch dem Schriftbild ablesen. Auffällig ist, dass es gegen alle damals gängigen Konventionen der Topologie verstößt. Einen ‚Titel‘, d.h. eine über dem Brieftext stehende, diesen einleitende Anrede gibt es nicht, geschweige denn, dass sie zwei Finger Breit unter den oberen Rand gesetzt worden wäre. Folglich gibt es auch keinen drei Finger breiten Zwischenraum zwischen der Anrede und dem Briefanfang. Ebenso wenig ließ Dorothea Veit am linken und unteren Rand einen drei Finger breiten Raum, durch den man „dem Briefe gleichsam eine schöne Einfassung, und ein geschmackvolleres und reiches Ansehen“ gibt und der Person, an die man schreibt, „seine Achtung [bezeigt], wenn man ihr die Uebersicht des Geschriebenen so leicht und angenehm wie möglich macht“.²⁴ Es gibt in diesem Brief – sieht man von der letzten, nur zur Hälfte beschriebenen Seite ab – überhaupt keinen Raum, fast möchte man hinzufügen: zum Atmen. Eng und bis dicht an die Ränder drängt sich die Schrift. Die Seiten zwei und drei des Manuskripts – eine aufgeschlagene Doppelseite – fast ohne Absatz. Gäbe es nicht einen Farbunterschied der Tinten, der auf eine Unterbrechung des Schreibens hinweist, man wäre geneigt anzunehmen, der Brief sei in einem Zug geschrieben worden. Aber selbst wenn dies nicht der Fall war, präsentiert sich der Brief als massiver, nach allen Seiten abgedichteter Textblock. Zu der im Brief bekundeten Offenheit steht diese Absicherung der Briefstellerin in größtmöglichem Gegensatz.

²⁴ Johann Georg Müller: *Neuester Briefsteller für alle Fälle im gemeinen Leben. Nebst einer Anleitung Geschäftsaufsätze zu verfertigen*. Wien 1801, S. 30. Zum Thema vgl. Heinz Drügh: „Topologie“. In: *Der Brief – Ereignis & Objekt*. Hrsg. von Anne Bohnenkamp/Waltraud Wiethölter. Frankfurt/M. 2008, S. 99–116. Dort auch das Zitat (S. 99).

ist Ihnen schon über ²⁷ alles gesagt. Und ich will es
suchen, daß Sie meine Briefe lesen können und
sie auch verstehen können. Mein Wunsch ist
vielleicht da, ich bin nicht so glücklich, Sie zu lesen, weil
mir es nicht leicht fällt, mich zu Ihnen zu wenden, wenn ich
gerne zu Ihnen schreiben möchte, wenn ich mich
nicht fürchten, es zu sein, Sie zu lesen, wenn
ich nicht weiß, für mich, und auch Sie zu lesen
mich, das ist, was ich nicht weiß, es wird!
Mein Wunsch ist es, nur zu wissen, daß Sie kommen!
Die alte Regel halten Sie es, daß Sie freundlich
sich für zu erlauben, wenn mir, wenn ich
Ihnen für die kleinen Dinge, die ich
schreiben möchte, ich habe Sie versteht, das
ist nicht gut, aber nicht mein Wunsch, ~~das~~
das ist, daß Sie mich, daß ich Sie ganz
auch, im ganzen und im einzelnen verstehen!
~~Das~~ mir ist ein kleiner Brief, den ich
schreiben möchte; ich bin Sie nicht genug, und ich
nicht weiß, was ich Ihnen schreiben möchte. Mein
Wunsch ist es, Sie für Sie, um Sie nicht zu
verstehen, Sie zu verstehen, das ist, daß ich
nicht weiß, was Sie zu verstehen, es ist
ganz gut und angenehm, es, daß Sie nicht

Abb. 1: (fortgesetzt)

VI. Fazit

Alle vorangehend besprochenen Briefe zeichnen sich dadurch aus, dass sie bestimmte Strategien entwickeln, um mit Kommunikationsschwellen umzugehen. Dazu gehört auch die unterstellte Abwesenheit solcher Schwellen. Auch sie wird, als Glücks- und Sonderfall, eigens reflektiert. Das Vorhandensein bzw. die Abwesenheit von Kommunikationsschwellen ist nicht allein den Verhältnissen geschuldet, in denen die einzelnen Briefpartner zueinander stehen. Vielmehr kommen bestimmte, die Kommunikation selbst betreffende Überzeugungen, Annahmen und Voraussetzungen hinzu, die das kommunikative Verhalten von vornherein beeinflussen und steuern. Kommunikation an sich wird als problematisch angesehen. Mitunter werden derartige Schwellen in den Texten explizit thematisiert. In dem Brief Hardenbergs geht die Skepsis, die er der epistolaren und – allgemeiner – der schriftlichen Kommunikation entgegenbringt, so weit, dass er dem Schriftstück nicht mehr zutraut, als dem Freund ein Zeichen des Gedenkens zu geben. Auch Dorothea Veit verweist, indem sie auf ihre Offenheit insistiert, auf das Vorhandensein einer Kommunikationsschwelle, die in diesem Fall durch die Situation tatsächlich gegeben war. Nötig wird eine solche Beteuerung nur, wenn angenommen werden muss, dass das eigene Schreiben dem Verdacht der Unaufrichtigkeit ausgesetzt ist. Der Code, zu dem das Merkmal der Offenheit gehört, reflektiert das Problem der Kommunikationsschwelle jedoch nicht nur. Er wird hier vielmehr strategisch eingesetzt, um das Hindernis als solches sichtbar zu machen. Damit wird es außer Kraft gesetzt, ohne dass dies allerdings den Erfolg der Kommunikation garantieren würde. In dem Brief Friedrich Schlegels an Caroline Schlegel tritt die real existierende Kommunikationsschwelle – die Neigung Schlegels zu seiner Schwägerin – in dem Nebeneinander disparater Elemente und Tonlagen zutage. Die indirekte, andeutende oder uneigentliche Rede, derer Schlegel sich bedient, beruht indes gerade auf der Annahme, dass ein untergründiges Einverständnis die direkte Rede erübrigt. Von diesem Einverständnis, wenn es je bestanden haben sollte, ist in dem Brief Caroline Schlegels an Friedrich nicht mehr viel zu erkennen. Im Gegenteil: Schlegel wird ein dreifaches Miss- oder Nichtverstehen vor Augen geführt: das von Schelling, das von Tiecks *Sternbald* und das von Caroline Schlegel selbst (in der Sache Henriette Mendelssohn). Auch dass der Brief gerade sein Nicht-Verstehen thematisiert und damit das Vorhandensein einer Kommunikationsschwelle sichtbar macht, ist von Schlegel nicht verstanden worden. Dass das Kommunikationsmedium Liebe nicht nur in intimen, sondern auch in freundschaftlichen Beziehungen eingesetzt wird, um die Abwesenheit von Kommunikationsschwellen zu signalisieren, führen die zwischen Hardenberg und Caroline Schlegel gewechselten Briefe vor. Die Codierung der Freundschaft im Medium Liebe erfolgt aufgrund der kommunikationstheoretischen Annahme, dass Liebe wechselseitiges Verstehen allererst ermöglicht. In der Liebe, so wie sie in dem Briefwechsel in Erscheinung tritt, fallen Diskurs und Metadiskurs zusammen. Wenn die Liebe von beiden so oft thematisiert wird, dann geschieht das immer auch, um das gefühlte Einverständnis zu affirmieren und zu reproduzieren.

